№ 8. Erster Jahrgang. 1840.



Redakteur: **Reymann.** (Glatz, den 22. Februar.) Druck bei **J. Jungfer.**

Die Bekehrung durch den Teufel.

(Glätzer Sage nach einer Glätzer Chronik)

„Mein Sohn, Du hast mich ganz vergessen.
Was kommst Du erst so spät bei Nacht?
Seit Mittag hab' ich hier gesessen
Und im Gebete Dein gedacht."
Die arme Mutter sagt's zum Sohne
Besorgt in liebevollem Tone.

„Was soll bei Euch ich immer sitzen?" —
Spricht er, „der Sonntag nur ist mein!
Den kann ich wahrlich besser nützen.
Des Sonntags muß ich lustig sein.
Nichts habt Ihr jemals mir gegeben
Als dieses jammervolle Leben."

„Dem Guten bist Du abgestorben!"
Die tief betrübte Mutter spricht.
„Wer hat so sehr Dein Herz verdorben?
Der fromme Meister Obsen nicht.
Hör', was die zehn Gebote lehren:
Die Eltern sollst Du immer ehren!"

„Wer mir verschafft ein lust'ges Leben,
Dem will ich meine Achtung weih'n.
Doch wer nie etwas mir gegeben,
Dem will ich nicht verbunden sein.
Der Teufel hol' mich auf der Stelle,
Wenn ich ein andres Urtheil fälle!"

„Wer lehrte Dich so freche Sprache?
Mein Sohn, Du schaffst mir großes Weh.
O fürchte doch des Himmels Rache!
O bete, in die Kirche geh',
Die Predigt hör' wie fromme Leute.
Ich fürcht', versäumt hast Du sie heute!"

Was kann mir denn die Kirche bringen?
Verdienen muß ich was zu Haus',
Wenn dort sie hören beten, singen,
Zu leben dann in Saus und Braus.
Dem Teufel möchte ich das Leben
Ohn' solche Sonntagsfreude geben."

„Mein Sohn, Du bist auf schlimmen Wegen.
Mir bangt auch für Dein irdisch Heil.

Wie kannst Du was zusammenlegen,
Ist für die Lust Dir Alles feil?
Ein Bettler wirst Du sein und bleiben,
Lernst Du nicht beſſ're Wirthschaft treiben."

„Und werdet Ihr denn reich mich machen? —
Erspart Euch diesen Zeitvertreib!
Einst kann ich aller Sorgen lachen,
Ist Meisters reiches Kind mein Weib.
Dem Teufel will ich angehören,
Kann ich die Dirne nicht bethören!"

„Was müssen hören meine Ohren!
Verführen willst Du gar das Kind? —
Sie sollte sein mit Dir verloren? —
Unmöglich mach' ich diese Sünd'.
Bald werd ich dies dem Meister sagen,
Und eher soll er fort Dich jagen."

„Bald könnt Ihr meinen Tod beklagen,
Wenn Ihr in Wahrheit dieses thut.
Ich fluche meines Lebens Tagen
Und stürz' mich in der Neisse Fluth.
Der Teufel selber soll mich kriegen,
Seht Ihr mich nicht im Wasser liegen."

So spricht der gottvergessne Bube,
Hört nicht der Mutter mahnend Wort,
Und eilt aus ihrer trauten Stube,
Und flucht noch auf der Gasse fort.
„Des Teufels selber will ich werden,
Geht's nicht bald besser mir auf Erden."

Und lärmend kommt er und verdrossen
Vor seines Meisters stilles Haus.
Die Thüre sieht er schon geschlossen,
Und stößt auf's Neue Flüche aus,
Und donnert an, daß bebt die Pforte,
Und ruft der Magd mit argem Worte.

Doch lange will sie nicht erscheinen;
Er pocht und flucht vor Ungeduld.
„Blei hat die Hexe in den Beinen!
Laß ich sie büßen nicht die Schuld,
So will ich in des Teufels Krallen
Noch bei lebend'gem Leibe fallen."

Und immer ärger wird sein Pochen,
Und immer toller sein Geschrei.
„Brech' ich der Hexe nicht die Knochen,
Und reiß' ich ein nicht das Gebäu',
So soll mich holen auf der Stelle
Der ärgste Teufel aus der Hölle!"

Da faßt's ihn plötzlich am Genicke,
Und reißt gewaltsam ihn empor,
Daß sich verdunkeln seine Blicke
Und laut die Luft umsaust sein Ohr.
Tief unten bald die Häuser liegen,
Und immer schneller muß er fliegen.

„Laß ab!" stöhnt er in Angst und Schmerzen,
„Laß ab! Du brichst mir das Genick!"
„Der Teufel läßt mit sich nicht scherzen!"
Erhält zur Antwort er zurück.
„Zu oft schon rief mich Deine Stimme.
Verfallen bist Du meinem Grimme."

Der Teufel brüllt's mit grausem Tone
Und weis't sein kohlenschwarz Gesicht,
Und lacht ihn an mit wildem Hohne
Der aus den rothen Augen spricht,
Worüber lange Hörner sitzen,
Und welche furchtbar drohend blitzen.

Und immer schneller wird die Reise,
Und bleibt doch an demselben Ort!
Der Teufel reißt im weitem Kreise
Den schlimmen Buben mit sich fort.
Oft läßt er ihn auch plötzlich fallen
Und packt ihn wieder mit den Krallen.

Bald läßt den Kopf er hängen nieder
Und hält ihn fest bei einem Bein,
Bald gräbt er seine Nägel wieder
In seinen blut'gen Nacken ein.
Bald muß der Wicht, am Haar ergriffen,
Pfeilschnell die kalte Luft durchschiffen.

Kein Ende will das Spiel gewinnen,
Es dauert fort die ganze Nacht.
Kommt auch der Bursch' vor Schmerz von Sinnen,
Der Teufel nur vor Freude lacht,
Und schenkt dem Buben kein Erbarmen,
Der bebt an Beinen und an Armen.

Doch endlich, als das Kreuzeszeichen
Der Büßer macht und Gott anruft,
Da muß von ihm der Teufel weichen;
Und durch die kalte Morgenluft
Läßt plötzlich er aus seinen Krallen
Ihn auf den Glätzer Kirchhof fallen.

Bei Tage wird er dort gefunden,
Dem Tode nah, wie Leichen bleich,
Bedeckt mit vielen blut'gen Wunden,
Wird liebreich heimgetragen gleich,
Und einer Krankheit Todeswehen
Hat durch ein Jahr er auszustehen.

Er wird durch Gottes Gnad' und Güte
Gesund nach einem Schmerzensjahr,
Und ist verwandelt im Gemüthe,
Im Sinn verändert ganz und gar,
Dem Bösen völlig abgestorben,
So sehr auch war sein Herz verdorben.

Die Mutter strebt er hoch zu ehren,
Und betet oft am heil'gen Ort,
Und hört mit Andacht Priesters Lehren,
Und flucht nicht mehr ein einzig Wort,
Und meidet alle Zechgelage,
Und sparet für die künft'gen Tage.

Des Sonntags singt er fromme Lieder.
Sie sind sein liebster Zeitvertreib.
Und weil er ist so gut und bieder,
Wird Meisters Tochter auch sein Weib;
Und großer Reichthum lohnt sein Streben:
Lang und zufrieden ist sein Leben.

Kypselos.

Die nächtliche Reise.

(Fortsetzung.)

Die holdselige, aber immer traurige Maria, eine alternde Jungfrau, deren Antlitz noch Spuren hoher Schönheit an sich trug, lächelte wehmüthig und antwortetete: „Ihr wißt nicht, was ihr verlangt, auch spreche ich nie von meinen Reisen."

„Ja wohl!" sagte nicht ohne Bitterkeit Bernhard, ein Mann von ungefähr vierzig und einigen Jahren, und blickte mit seltsamem Ausdruck auf Marien. Mißtrauen und Liebe leuchteten aus seinen Augen; sie sah ihn mit unbeschreiblicher Wehmuth, mit dem Ausdrucke, den das Gefühl unverschuldeter Vorwürfe giebt, an.

Man drang noch einmal mit Bitten in sie, und schnell willig, als gelte es eine versteckte Vertheidigung bei einem Menschen, begann Marie, so zusammenhängend, als es ihre große Schwäche erlaubte, zu erzählen:

„Mein Vater ist, wie euch Allen bekannt, früh gestorben; er hinterließ kein Vermögen, und eine gute Stiefmutter erzog mich und theilte ihr mäßiges Vermögen mit mir und ihren 3 eignen Kindern.

Als ich zwanzig Jahre alt war, wünschte ich nichts sehnlicher, als meiner Stiefmutter die mir bewiesene Liebe nun auch thätig zu vergelten, wenigstens für meine Existenz selbst zu sorgen. Bald bot sich hierzu eine Gelegenheit. Ich hatte einen weitläufigen Verwandten, der mehr aus Laune als aus Nothwendigkeit Leichenpfleger war; diesem hatte ich meinen Wunsch mitgetheilt und bald nachher kam er zu mir, mir die Stelle einer Gesellschafterin bei einer reisenden Dame anzutragen. Er wußte mir von der Dame und deren Gemahl, dem Grafen U—, nichts weiter zu sagen, als daß sie unermeßlich reich, großmüthig und immer auf Reisen wären, und sicher hätte ich die angebotne Stelle wegen der Unbekanntschaft über den Charakter meiner neuen Gebieter nicht so schnell angenommen, hätte ich mich nicht sehnlichst von hier weggewünscht."

Eine hohe Röthe überzog die Wangen der Erzählerin und mit einem leisen Seufzer fuhr sie fort: „Es giebt Leiden des Herzens, welche sich nicht schildern lassen, Verhältnisse, welche uns oft zwingen, die Liebsten zu verlassen, und die Armuth wird in manchem Falle die Zerstörerin des reinsten, schönsten Glückes. Meine Mutter wußte, was in mir vorging; sie willigte ein, als ich ihr meinen Entschluß bekannt machte, und entließ mich mit heißen Thränen und ihrem Segen.

In der Dämmerung, so wie mir geboten war, begab ich mich in das Hotel, welches Graf U— bewohnte. Vor der Thür stand ein prachtvoller schwarzer Reisewagen mit vier kohlschwarzen Rappen bespannt, auf dem Kutschbock saß ein schwarzgekleideter, finster aussehender Bedienter; der Kutscher, welcher bei den Pferden stand, glich ihm, wie ein Ei dem andern.

Ich fragte einen Kellner nach der Gräfin U—, er zeigte mit einer mitleidigen Geberde auf ein hohes verschleiertes Frauenbild, welches am Arme eines hochgestalteten, dicht in einen schwarzen Mantel gehüllten Mannes die Treppe herunterkam. Der Mann trat auf mich zu, fragte, ohne daß ich bei dieser Gelegenheit sein Gesicht hätte sehen können, nach meinem Namen, und sagte kurz: „Gut, steigen Sie in den Wagen; Ihr Gepäck besorgt der Bediente.“ Er hob die Gräfin in den Wagen, ich mußte ihr folgen, er selbst setzte sich auf einen Sitz, der außerhalb des Wagens zwischen dem innern Theile desselben und dem Kutschbocke angebracht war; ein Wink von ihm, und im Galopp flogen die Rosse mit dem Wagen davon.

Eine Bangigkeit, die ich nie beschreiben kann, zog in mein Herz; die Gräfin blieb unbeweglich in der Ecke des Wagens, sie sprach kein Wort und ich wagte es nicht, sie anzureden. So viel bemerkte ich durch den Schleier, daß sie starre, schwarze Augen und vollkommen schöne, regelmäßige Züge hatte.

Gegen Morgen hielt der Wagen einige Minuten; frische Pferde wurden vorgespannt, der Bediente reichte mir einen Becher starken Wein und ein Weißbrot. Ich schlief ein. Als ich erwachte, lag eine schöne Stadt im Sonnenglanze vor mir; ich freute mich auf das Schöne, Neue, was ich dort erblicken würde, und mein Herz schlug leichter. Wir fuhren nur durch; ich fragte die Gräfin, wie die Stadt heiße, sie schwieg; ich schaute mich nach einem Wahrzeichen, einem Meilenzeiger um; wir fuhren so rasch, daß ich nicht den Namen an demselben zu lesen vermochte. So fuhren wir durch ernste und heitere, durch herrliche und öde Gegenden, ohne daß ich etwas davon sah, noch ihren Namen hörte. Abends, ja oft wenn die Nacht hereinbrach, hielten wir in einem Gasthofe an; ich hatte dann das Geschäft, die Gräfin auszukleiden, in ihrem Gemache zu schlafen, sie früh wieder anzukleiden und mich dann ihr gegenüber in den Wagen zu setzen. (Beschluß folgt.)

Anekdoten.

Ein Mann beschwerte sich, daß ihm seine Frau nicht gehorche. Du thust mir Unrecht, erwiederte sie, Alles, was Du willst, will ich auch; Du willst Herr im Hause sein, ich auch.

Frau von H..... fertigte einen Kammerjunker, der ihr von Liebe vorschwatzte, folgendermaßen ab: Als ich ein Kind war, gehorchte ich meiner Mutter; als ich größer ward, meinem Vater, und jetzo gehorche ich meinem Manne; wenn Sie also von mir etwas haben wollen, so müssen Sie sich an meinen Mann wenden.

Ein Mensch von etwas verdächtigem Charakter rühmte sich gegen Foote seines offenen graden Sinnes. „Mein Herz, sagte er, schwebt mir auf der Zunge.“ „Das habe ich mir wohl gedacht, erwiederte Foote, daß es nicht auf dem rechten Flecke sitzt.“

Ein alter Herr hatte ein junges Mädchen geheirathet. Eine Dame, die mit Foote hierüber sprach, bemerkte, derselbe sei vielleicht verliebt gewesen, und verdiene daher mehr Mitleid als Tadel. „Sehr wahr, Madame, sagte Foote, mit der Liebe ist es wie mit den Blattern, je später man damit befallen wird, desto übler wird man zugerichtet.“

„Die neue Glocke auf unserem Thurme gefällt mir gar nicht,“ sagte eine adelige Dame, „ihr Ton ist zu hell und brummt nicht genug. Was meint er dazu, Johann?“ — „Hm,“ erwiederte dieser, „die Glocke ist noch jung; wenn sie erst so alt wie Sie sein wird, gnädige Frau, dann wird sie schon brummen.“

Räthsel.

Hier in dem kleinen Raume wohnen,
Von Hütten selbst bis zu den Thronen,
Faßt Menschen aller Nationen,
Und klein und groß, und jung und alt,
Und schön und häßlich von Gestalt.
Welch Wunderding! und dennoch störet
Kein Zank und Streiten ihre Ruh;
Der Tapfre wie der Feige kehret
Sich und auch uns den Rücken zu.

Auflösung der Charade in Nro. 7.

„Kartenkönig.“

Hiezu eine Beilage.